

Erinnern statt (ver)schweigen

Für ein reflektiertes Wahrnehmen von Menschen mit (familiärer) Gewalterfahrung

Andrea Lehner-Hartmann

Gewalt im »geschützten« Raum von Familie, noch dazu durch Menschen, die man liebt, stellt eine besondere Form der Gewalterfahrung dar. Gewalt erscheint als »normales« Nebenprodukt von Liebe. In erster Linie davon betroffen sind Frauen und Kinder. Neben den physischen, sichtbaren Folgen von Gewalt sind es die psychischen, oftmals unsichtbaren Folgen, die zu einer massiven Beeinträchtigung des Lebens führen und als Traumatisierungen ausgewiesen sind.

Traumatisierung als Folge von Gewalt

Psychische Traumatisierung tritt dann ein, wenn Menschen den natürlichen Reaktionen auf Bedrohung – nämlich davor zu flüchten oder dagegen anzukämpfen (»fight-or-flight reaction«) – nicht nachkommen können, weil dies entweder nicht möglich ist oder als sinnlos erscheint.¹ »Das Trauma entsteht in dem Augenblick, wo das Opfer von einer überwältigenden Macht hilflos gemacht wird. (...) Traumatische Ereignisse schalten das soziale Netz aus, das dem Menschen gewöhnlich das Gefühl von Kontrolle, Zugehörigkeit zu einem Beziehungssystem und Sinn gibt.«²

Traumatische Ereignisse bewirken immer Hilflosigkeit und intensive Angst so wie tiefgreifende Veränderungen im körperlichen Empfinden, bei Gefühlen, Wahrnehmung und Gedächtnis. Sie haben oft auch einen Zusammenbruch des Werte- und Überzeugungssystems zur Folge, erschüttern also nachhaltig auch den Glauben.

Die Folgen eines traumatischen Ereignisses finden sich in der Literatur als »posttraumatische Störungen« (nach der englischen Bezeichnung »Posttraumatic Stress Disorder mit PTSD abgekürzt) ausgewiesen.³ PTSD beschreibt keine Verhaltensmuster psychisch kranker Personen, sondern mögliche Reaktionsweisen von »normalen« Frauen und Männern, die diese unter extremen, lebensbedrohenden Bedingungen entwickeln können. Vor allem drei Reaktionsmuster treten bei Traumaopfern verstärkt auf: ein ständiges Gereizt- und Wachsamsein (1), das aus der Angst resultiert, dass die Gefahr wieder kommen könnte, Erinnerungsstörungen, die intrusiv (2) oder konstriktiv (3) sein können. Während die sogenannten »intrusive me-

mories« das traumatische Ereignis aufdringlich in Erinnerung halten (»flashbacks«), bewirkt die konstriktive Reaktion, dass bedrohliche Situationen und damit verbundene Gefühle vermieden oder abgewehrt werden. Traumatisierte Menschen entwickeln dazu oft die Fähigkeit zu dissoziieren, d.h. sie versetzen sich in einen anderen Bewusstseinszustand und erleben die Gewalttat oder die Erinnerung daran gefühllos.

Überfallsartiges Erinnern und Abspalten von Gefühlen treten bei traumatisierten Menschen nicht im Sinne des Entweder-oder, sondern im Sinne des Sowohl-als-auch auf. Diesen dialektischen Prozess kann man als verzweifelten Versuch verstehen, die psychische Balance zu finden. Genau das wird aber

Traumatische Ereignisse haben oft einen Zusammenbruch des Werte- und Überzeugungssystems zur Folge, erschüttern also nachhaltig auch den Glauben.

verhindert. Es kommt zu einem Schwanken zwischen intensiver, realistischer Reinszenierung und Erinnerungsverlust, zwischen Gefühlsüberschwemmung und Empfindungslosigkeit, zwischen überaktivem, engagiertem Verhalten und der Unfähigkeit zu handeln. Das Gefühl der Hilflosigkeit und Ohnmacht wird vergrößert.

Auch wenn das Leben traumatisierter Menschen nach außen hin längst wieder als normal erscheint, erleben sie sich selber aber oft noch als lustlos und vielfach wie ferngesteuert. Das Leben, die Beziehungen sind durch emotionale Distanz gekennzeichnet. Vor allem der Umgang mit Aggression und Intimität bereiten große Schwierigkeiten. Traumaopfer empfinden sich von anderen Menschen als unterschiedlich und entfremdet, was sehr häufig zu Vereinsamung führt. Die Bewältigung des alltäglichen Lebens kann oftmals nur unter Aufbietung aller Kräfte geschehen, weswegen Selbstmord für viele eine logische Konsequenz darstellt.⁴

Die Reaktionsweisen misshandelter Frauen und Kinder als posttraumatische Störung identifizieren zu können, bedeutet: die Ursachen dieses Verhalten in der Außergewöhnlichkeit der Gewaltsituation zu sehen und nicht in der Persönlichkeit des Opfers festzumachen. Zu wissen, dass andere Menschen in ihrer Situation ähnlich reagiert und die-

selben Symptome entwickelt hätten, kann sowohl den Opfern als auch ihrer Umgebung helfen, dieses Verhalten als normal zu identifizieren. »Sobald das Syndrom der komplexen posttraumatischen Belastungsstörung einen Namen hat, ist ein wichtiger Schritt getan, damit die Menschen, die lang anhaltenden Missbrauch erdulden mussten, die Anerkennung bekommen, die sie verdienen.«⁵

Judith L. Herman konnte aus ihrer Arbeit mit Traumaopfern eindrücklich belegen, dass Heilung nur über den schmerzvollen Weg des Erinnerns möglich ist. Über das Erinnern soll das Opfer wieder einen Zugang zu den Empfindungen seines Körpers und seiner Gefühlswelt bekommen und in seinem Selbstwert und Selbstvertrauen gestärkt werden.

Judith Herman unterscheidet im Wesentlichen drei Phasen der Genesung: »Hauptziel der ersten Phase ist die Wiederherstellung von Sicherheit, in der zweiten Phase geht es um Erinnern und das

Das Anliegen, Gott in dieser Welt zur Sprache zu bringen, ist nicht vorstellbar, wenn nicht gleichzeitig das Leiden der Unterdrückten und Schwächeren als zum Himmel schreiendes Unrecht erinnert und bekämpft wird.

Trauern, und in der dritten Phase muss in erster Linie die Verbindung zum normalen Leben wieder geknüpft werden.«⁶

Heilung geschieht dann, wenn die Gewalterfahrungen als Teil des Lebens akzeptiert und in die Biografie integriert werden können. Akzeptanz und Integration lassen sich in dem Sinn verstehen, dass die Gewalterfahrungen als das Gesehen werden können, was sie sind, nämlich von Menschen zugefügte Qualen, die Leben und Entwicklung beschädigten. Heilung geschieht dort, wo Frauen und Kinder aus der Erfahrung des (Selbst)Vertrauens und der (Selbst)Sicherheit heraus das Erlittene belassen können und ein Leben in Frieden und Freude (wieder) zulassen und auskosten können.

Theologie im Dienste einer Kultur des Vergessens oder einer Kultur des Erinnerns?

Die Thematik »Gewalt in Familien« umhüllt in kirchlich-theologischem Kontext bis in unsere Zeit herein eher ein Mantel des Schweigens und Vergessens als ein bewusstes Wahrnehmen. So stehen theologisches Reden und Handeln auch heute vor der Frage, welcher Kultur sie dienen (wollen): einer Kultur des Vergessens oder einer Kultur des Erinnerns?

Die Bibel weist in dieser Frage durchaus einen Weg. So wird beispielsweise in 2 Sam 13,1–22 Ta-

mar von ihrem Bruder Absalom mit den Worten: »Und nun, meine Schwester schweig!« dazu aufgefordert, die Vergewaltigungstat durch ihren Halbbruder Amnon zu verschweigen. Die Bibel verweigert sich diesem Befehl aber, indem sie diese und andere Gewaltgeschichten aufbewahrt und weiter erzählt⁷. Diese »texts of terror«, wie Phyllis Trible⁸ sie nennt, bezeugen, dass Gewalttäter und Unterdrücker nicht das letzte Wort haben.

Sich in den Dienst des Erinnerns zu stellen, hat nichts damit zu tun, Leid auf sadistische oder masochistische Weise zu sakralisieren, sondern vielmehr damit, sich der Lüge und Mittäterschaft zu verweigern, um der Wahrheit der Leidenden und somit auch der Wahrheit der Botschaft Gottes zu dienen. Basierend auf den biblischen Erfahrungen sieht auch Johann Baptist Metz in der »memoria passionis« die Basiskategorie christlicher Rede von Gott. »Von diesem Gott reden heißt fremdes Leid zur Sprache bringen und versäumte Verantwortung, verweigerter Solidarität beklagen.«⁹ Das Anliegen, Gott in dieser Welt zur Sprache zu bringen, ist nicht vorstellbar, wenn nicht gleichzeitig das Leiden der Unterdrückten und Schwächeren als zum Himmel schreiendes Unrecht erinnert und bekämpft wird. Die Rede vom Gott der Väter und der Mütter ist nach Metz in ihrem Kern eine »leidempfindliche Gottesrede, also nicht Ausdruck irgendeines Monotheismus, sondern (...) eines empathischen Monotheismus.«¹⁰ Die Leidempfindlichkeit lässt sich im Neuen Testament noch einmal ganz deutlich an der Person und am Verhalten Jesu ablesen. »Jesu erster Blick galt nicht der Sünde der Anderen, sondern dem Leid der Anderen. Sünde war ihm vor allem Verweigerung der Teilnahme am Leid der Anderen, war ihm Weigerung, über den Horizont der eigenen Leidensgeschichte hinauszudenken, (...) So begann das Christentum als eine Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft in der Nachfolge Jesu, dessen erster Blick dem fremden Leid galt.«¹¹

Vor diesem Hintergrund lässt sich sagen, dass geschlagene, gedemütigte und sexuell ausgebeutete Frauen und Kinder zum Testfall für die jeweilige Theologie werden: zementiert die Rede von Gott die Opfer in ihrem Opfersein ein und vermehrt sie dadurch ihre Leiden, oder trägt sie dazu bei, Ungerechtigkeiten und menschenunwürdiges Verhalten als Gotteslästerungen aufzudecken?

Gemeindliches Handeln im Dienste christlicher Erinnerungsarbeit

Die Konfrontation mit den Schicksalen von traumatisierten Gewaltopfern stellt Menschen in der Gemeindepraxis vor besondere Herausforderun-

gen, die sehr schnell in persönliche Überforderung münden können. Der Grund dafür liegt zunächst einmal in der Natur des Traumas selbst. Traumatische Ereignisse führen Menschen, auch wenn sie selbst nicht das Opfer waren, an die Grenze menschlichen Verstehens. Das Trauma verstehen zu wollen, würde bedeuten, sich mit dem Opfer/Täter zu identifizieren, was schlichtweg nicht möglich ist. Vielmehr wird auf die Bedrohung durch das Trauma mit verstärkter Abwehr reagiert. Wolfgang Schmidbauer sieht typische Abwehrformen einerseits in einer Bagatellisierung des Traumas (es ist harmlos, *man* darf sich nicht gehen lassen, es ist ja vorbei, sei froh, dass du davongekommen bist, vielleicht war alles nur Phantasie, ...) und andererseits in einer Dämonisierung (es ist unüberwindlich, *man* wird nie wieder ‚normal‘ sein können, seelische Funktionen sind für immer zerstört, ...) ¹² Personen, die mit Gewaltopfern zu tun haben, müssen um diese Dynamiken und Abwehrformen wissen. Denn diesen Weg des Erinnerns mitzugehen, kann auch bedeuten, selber in die Finsternis, den Schmerz, die Verzweiflung, die Ausweglosigkeit, die Sprachlosigkeit, die Ungewissheit auf ein besseres Leben und in die Welt der Orientierungs- und Gottlosigkeit eingetaucht zu werden.

So werden in einem nächsten Schritt Gefahrenfelder im Umgang mit Opfern benannt, die aus Abwehrformen resultieren können und die letztendlich aber einer Kultur des Verschweigens und Vergessens dienen und sich einer Kultur des Erinnerns verweigern. Dazu gehören u. a.: ¹³

- Dass dem Opfer nicht geglaubt wird, weil es aufgrund von Erinnerungsstörungen wirr oder widersprüchlich seine Geschichte erzählt oder weil die innere Abwehr beim Zuhörenden die Geschichte als »unwahr« erscheinen lässt. Eine Erfahrung, die für die meisten Opfer nicht die Ausnahme, sondern die Regel darstellt.
- Dass vom Opfer Veränderung gefordert wird, indem es sich anders verhalten, dem Täter vergeben oder sich mit ihm versöhnen soll, etc. Beim Opfer werden dadurch lediglich falsche Schuldgefühle verstärkt bzw. falsche Hoffnungen geschürt, denen aber keine befreienden Änderungen folgen.
- Dass Täter oft größeres Vertrauen genießen, entweder aufgrund der nicht einordenbaren Reaktionen des Opfers oder weil sie eine angesehene Person sind.
- Ideologische Anschauungen zu Ehe und Familie, die eine Aufrechterhaltung des sozialen Systems in jedem Falle und um jeden Preis als erstrebenswert ansehen und die auch zu einer

Ausklammerung der Realität von familiärer Gewalt in Verkündigung und Seelsorge führen .

- Dass aufgrund eines Helferdranges und ungenügender Kenntnisse über die Dynamik von Gewaltbeziehungen falsche Interventionen gesetzt werden, die Helfer wie Opfer überfordern und letztendlich die Opfer wieder allein zurücklassen.

Diesen Weg des Erinnerns mitzugehen, kann auch bedeuten, selber in die Finsternis, den Schmerz, die Verzweiflung, die Ausweglosigkeit, die Sprachlosigkeit, die Ungewissheit auf ein besseres Leben und in die Welt der Orientierungs- und Gottlosigkeit eingetaucht zu werden.

Wie kann nun gemeindliches Handeln im Dienste des Erinnerns aussehen?

- 1.) Opfer sind darauf angewiesen, dass jemand anteilnehmend ihre Leidensgeschichte (an)hört und sich ihren damit verbundenen Gefühlen oder auch ihrer Gefühllosigkeit aussetzt. Dies verlangt von der zuhörenden Person, dass diese um ihre eigenen Grenzen und Bedürfnisse weiß, sie benennen kann und auf die Einhaltung ihrer Grenzen achtet, beispielsweise wenn eine Gefühlüberflutung droht. Es ist nicht notwendig, immer verfügbar zu sein und das Opfer in allem verstehen zu müssen. Opfer benötigen vielmehr eine verlässliche stabile Beziehung, die sich selbst in Distanz zum Trauma hält und deren Fremdheit aushält und die die bisherigen Überlebensleistungen des Opfers anzuerkennen und zu schätzen weiß. ¹⁴
- 2.) In einem nächsten Aspekt bedeutet Erinnerungsarbeit Trauerarbeit. Kirchlichen Gemeinschaften kommt dabei die Funktion zu, angemessene Rituale zur Verfügung zu stellen. Wichtige Rituale des Trauerns sind dabei das Erzählen und das Klagen. Dem Aussprechen der erlebten Wahrheit kommt heilende Kraft zu. Dadurch entsteht eine »neue Geschichte«, die »nicht mehr von Scham und Demütigung, sondern von Würde und Mut« ¹⁵ handelt. Im Erzählen und Klagen lässt sich für die Opfer all das ans Tageslicht heben, was durch die Gewalt verloren wurde: Vertrauen in sich selbst und in andere, Kontakt zum eigenen Körper, Freude am Leben, der Glaube an eine Zukunft und an Gott. Trauerndes Erinnern eröffnet die Chance, dass die Kraft, die ins Überleben investiert werden musste nun in das Wiederfinden des Verlorenen transformiert wird.

- 3.) Ein nächster wichtiger Schritt ist die Arbeit mit den Opfern an der Stärkung ihrer Persönlichkeit und am Aufbau neuer Sozialkontakte. Gestützt auf die Überzeugung von der Gottebenbildlichkeit jedes Menschen können Frauen und Männer, Jungen und Mädchen in christlichen Gemeinden einander in jenem Respekt und gegenseitiger Wertschätzung begegnen, die dem Einzelnen Würde verleihen und ihn als wertvoll erleben lassen. In vertrauensvollen Beziehungen, die sich in der Beziehung zu Gott verwurzelt wissen, werden Menschen darin bestärkt, zu sich selber und zu anderen (wieder) Zutrauen zu erlangen.

Ein derartiges Vorgehen ersetzt keineswegs professionelle psychotherapeutische Arbeit, aber kann dazu Mut machen und sich mit diesem heilbringend ergänzen.

Um opferadäquat handeln zu können, bedarf es mehr als nur persönlicher Kompetenzen. Das Handeln Einzelner muss strukturell abgesichert sein, d. h., es bedarf theologisch-kirchlicherseits einer klaren Positionierung zur Einschätzung familiärer Gewalt. In diesem Sinne haben 1999 die Konferenz europäischer Kirchen und der Rat der Europäischen Bischofskonferenzen in einem gemeinsamen Brief im Hinblick auf Gewalt gegen Frauen alle Kirchen dazu aufgefordert, sich so intensiv wie möglich in diesen Fragen zu engagieren, u. a. auch dazu, »öffentlich zu erklären, dass jede Form von Gewalt gegen Frauen eine Sünde ist.«

In der gemeindepädagogischen Arbeit mit gewalttraumatisierten Jugendlichen gilt es entlang

dieser Schwerpunkte von Erinnerungsarbeit besonders zu beachten, dass man nicht seinem ersten Impuls zum Helfen nachgibt, sondern überlegt, ob man sich derzeit auf eine möglicherweise schwierige Beziehung einlassen kann. Nichts ist für den Jugendlichen schlimmer, als (erneut) die Erfahrung zu machen, dass sein Schicksal nicht ertragbar ist. Bei einer positiven Entscheidung gilt es gleichzeitig darauf zu achten, dass man für die schwierigen Phasen der Begleitung auf ein tragfähiges soziales Netzwerk (Partner, Familie, Freunde, Gemeinde, ...) zur persönlichen Psychohygiene zurückgreifen kann, um in der Gewaltgeschichte nicht zu versinken. Weiters ist darauf zu achten, dass Begleitung nicht im Alleingang erfolgt, sondern dass eine Art »HelferInnenkonferenz« eingerichtet wird, zu der möglichst alle jene Personen, wie LehrerInnen, Angehörige, die von den Gewaltübergriffen wissen und das Vertrauen des Opfers genießen, Beratungspersonen, die ein rechtliches, sozialarbeiterisches oder therapeutisches Spezialwissen haben, zusammengeholt werden, um Vorgehensstrategien abzusprechen und zu koordinieren. Dies soll einerseits dem Opfer helfen, dass es nicht durch widersprüchliche Botschaften verwirrt wird und andererseits den Helfenden, dass sie einander in der Deutung und im Umgang mit den Erfahrungen und dem Verhalten des Opfers unterstützen.

Literatur:

Herman, Judith Lewis: Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden, München 1993

Kraemer, Horst: Das Trauma der Gewalt. Wie Gewalt entsteht und sich auswirkt. Psychotraumata und ihre Behandlung, München 2003

Lehner-Hartmann, Andrea: Wider das Schweigen und Vergessen. Gewalt in der Familie: Sozialwissenschaftliche Erkenntnisse und praktisch-theologische Reflexionen, Innsbruck 2002

Metz, Johann-Baptist: Im Eingedenken fremden Leids. Zu einer Basiskategorie christlicher Gottesrede, in: Metz, Johann-Baptist et al.: Gottesrede, Münster 1996, 3–20

Metz, Johann-Baptist: Zum Begriff der neuen Politischen Theologie 1967–1997, Mainz 1997

Schmidbauer, Wolfgang: Die Spiegelung des Traumas, in: OSC 3/1998, 287–292

Sofsky, Wolfgang: Traktat über die Gewalt, Frankfurt 1996

Tribble, Phyllis: Mein Gott, warum hast du mich vergessen! Frauenschicksale im Alten Testament, Gütersloh 2¹⁹⁹⁰

Andrea Lehner-Hartmann, Universitätsassistentin am Institut für Religionspädagogik und Katechetik an der Katholisch-theologischen Fakultät in Wien

1 vgl. ausführlich Kraemer 2003, 27ff

2 Herman 1993, 53

3 Posttraumatische Störungen werden definiert in dem von der WHO herausgegebenen Manual ICD-10. (vgl. dazu näher Lehner-Hartmann 2002, 88–98)

4 Eine Untersuchung von Vergewaltigungsoffern erbrachte, dass fast jede fünfte Frau einen Selbstmordversuch hinter sich hatte. Herman 1993, 75

5 Herman 1993, 168; vgl. auch Kraemer 2003, 45ff

6 Herman 1993, 215

7 Als Beispiele seien hier noch angeführt: Ri 19,1–30: die Geschichte einer unbekanntes Frau, die unter aktivem Zutun ihres Mannes gequält, vergewaltigt, ermordet, in zwölf Teile zerstückelt und zerstreut wird; Ri 11,29–40: Jiftach opfert seine Tochter; Gen 22,1–19: Abraham ist bereit, seinen Sohn Isaak zu opfern; Gen 37: Josef, der von seinen Brüdern gehänselt, misshandelt und als Sklave verkauft wird

8 Tribble 1990

9 Metz 1997, 201

10 Metz 1996, 9

11 Metz 1996, 11 und Metz 1997, 200

12 Schmidbauer 1998, 288

13 ausführlich in Lehner-Hartmann 2002, 246ff

14 vgl. Lehner-Hartmann 2002, 245ff

15 Richard Mollica zit. n. Herman 1993, 256